

# Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLIX.



№ 5.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig

Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen.

1886.

## Dr. P. Reiss' Reise im oberen Laos-Lande.

### II.

Am folgenden Morgen setzte Reiss, von dem Gouverneur von Patsum mit den Booten und Ruderern und von der Königstochter Nansivai mit dem versprochenen Schreiben versehen, seine Fahrt den Nam-Schan aufwärts fort. Die Tagereise war lang und anstrengend; die Stromschnellen waren nicht gefährlich, aber die Strömung überall reizend und das Thermometer stieg Nachmittags auf 32°. Eine Plage, welcher der Reisende bis dahin in Indochina noch nicht begegnet war, wenigstens nicht in solcher Menge, die Bremsen, stürzten sich in Wolken auf die Barken und versetzten den Menschen böse Stiche; sobald die Sonne unterging, verschwanden sie und wurden von Moskitos ersetzt. An Vögeln und Affen, darunter auch einige weiße Gibbons, war kein Mangel. Wenn man sich Molican nähert, wird das Land bergiger, und in der Ferne zeigen sich die hohen Randberge des Hochlandes der Phuong. Dörfer sind selten, aber die Vegetation an den Ufern von solcher Ueppigkeit, daß man vor lauter Schlingpflanzen und grünem Laube nicht den Erdboden sehen kann.

In dem zu Molican wohnenden Bruder Nansivai's fand Reiss einen feigen und durch Opiumgenuss erkrankten Menschen, der vor den räuberischen Hös in beständiger Furcht lebte, aber doch sein Möglichstes that, ihm die erforderlichen vier kleinen Boote und die schwer zu beschaffenden Ruderer zu stellen. Oberhalb Molican ist der Fluß, der lange Zeit eine Breite von etwa 60 m behält, fortwährend zwischen felsigen, mit hohen Bäumen bewachsenen Ufern eingeschlossen. Täglich mußten drei bis vier mehr oder minder gefährliche Stromschnellen passirt werden. Ist dieselbe sehr gefährlich, so machen alle vier Barken Halt

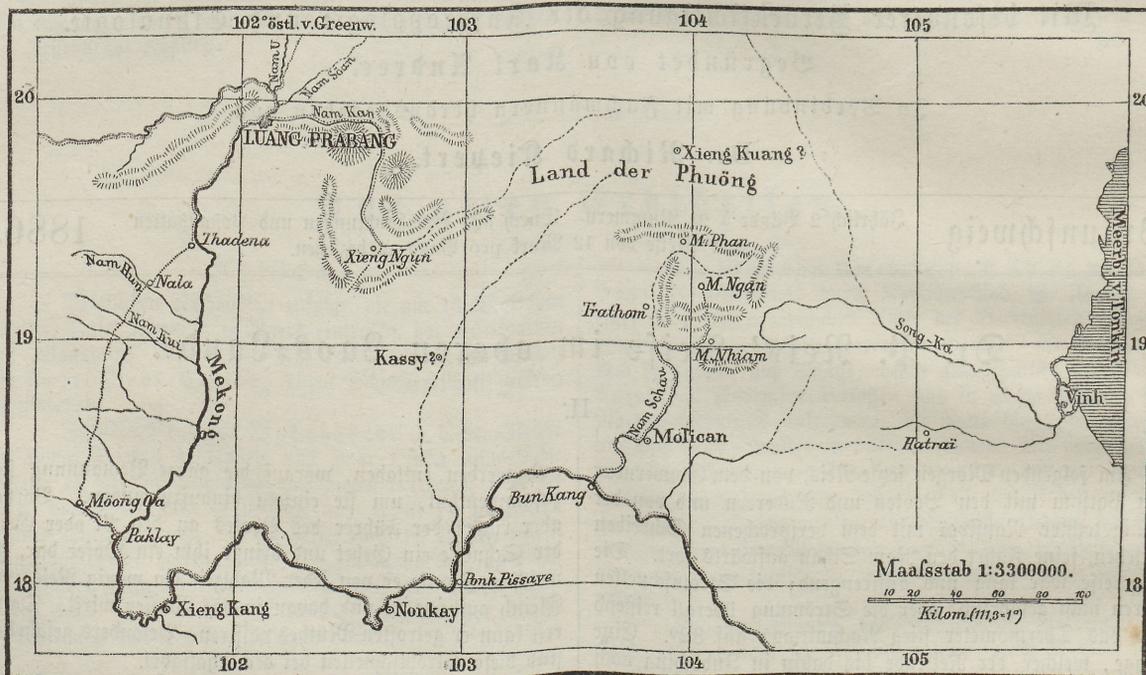
und werden entladen, worauf die ganze Bemannung sich zusammenthat, um sie einzeln hinaufzubringen. Vorher aber richtet der Führer des Bootes an den Pi oder Geist der Schnelle ein Gebet und bringt ihm ein Opfer dar, zu welchem Zwecke er von jeder Mahlzeit ein wenig Reis und Fleisch aufbewahrt und davon in das Wasser wirft. Dann erst kann er getrosten Mutthes passiren. Besonders gefährlich sind diese Stromschnellen bei der Thalfahrt.

Am 31. März gegen 4 Uhr erreichte man eine Stelle, wo der Nam-Schan sich aus zwei fast gleich großen Quellschläffen bildet: der eine kommt von Norden, fließt bei Trathom vorbei und hat seine Quellen unweit von Mông Ngan, welches das Ziel von Reiss' Reise war. Es ist der eigentliche Nam-Schan. Der andere von Osten kommende heißt nach einem Dorfe Nam Nham und ist etwas kleiner. Da Trathom nach Angabe der Ruderer fast verlassen und dort keine Träger zu finden sein sollten, so beschloß Reiss, sich nach Mông Nham zu begeben. Am nächsten Tage erreichte er bald nach Mittag den Fuß der hohen Berge, die er schon seit einigen Tagen erblickt hatte, und zugleich das Ende der Schiffbarkeit. Die Notabeln des nahen Dorfes Nham wurden von der Ankunft des Reisenden benachrichtigt und versprachen, für ihn bis zum nächsten Tage eine Sala zu errichten und ihn nach Mông Ngan zu führen. So verbrachte Reiss am Ufer des Flusses eine schlechte Nacht, deren Ruhe durch Moskitos und das Erscheinen eines Tigers gestört wurde, während seine Ruderer aus Molican in ihrer Angst vor den Hös es so eilig hatten, daß sie noch am selben Abend die Rückfahrt antraten, obwohl die Nacht dunkel war. Später erfuhr Reiss, daß eine Barke in einer

Stromschnelle gescheitert und ihre zwei Ruderer ertrunken seien. „Sie hatten solche Eile zu entfliehen, daß sie sich nicht einmal die Zeit nahmen, dem Pi dieser Stromschnelle vor der Durchfahrt ein Opfer zu bringen“, schloß der Lao, welcher dem Reisenden davon erzählte, seine Trauerbotschaft.

Am nächsten Morgen begab sich Reiss, von dem Thiao Mông (Stadthaupt) und den Notabeln geführt, nach dem nur eine Viertelstunde entfernten Dorfe Nham, welches am Nam Kim liegt. Es war zu jener Zeit (1883) nur etwa ein Jahr alt und bestand aus etwa 30 großen, regelmäßig gebauten Häusern; gegründet wurde es vom Ngna Tho, einem der Brüder des Phông-Königs, liegt im Mittelpunkt einer weiten, ringsum, mit Ausnahme des Südostens, von hohen Bergen umgebenen Ebene und besaß damals noch keine Gräben oder Pallisaden. Ueberall, ausgenommen im Norden, begann keine hundert Meter von den letzten Häusern entfernt der Wald. Getrennt vom Dorfe und auf dem jenseitigen Flußufer hatte man für

den Reisenden eine Laubhütte errichtet, was Reiss für ein Zeichen des Mißtrauens hielt. Hier befand er sich nicht mehr im Königreiche Siam; die Leute konnten seinen Paß aus Bangkok schon nicht mehr lesen, obwohl die Schrift und besonders die Sprache der Phông sich sehr wenig von derjenigen der Siamesen unterscheidet. Aber der Paß hätte ihm auch wenig genutzt, denn die meisten Bewohner des Dorfes, Männer wie Weiber, befanden sich damals gerade an einer entfernten Stelle des Waldes, um durch Abholzen Platz für Reispflanzungen zu schaffen. In Folge dessen konnte das Stadthaupt nur ein Dutzend Träger zur Stelle bringen, während deren bei dem gebirgigen Wege nach Mông Ngan mindestens 50 erforderlich gewesen wären. Reiss entschloß sich deshalb rasch, das meiste Gepäck zurückzulassen und nur mit dem Nothwendigsten am folgenden Morgen weiter zu marschieren. Auch Lastthiere und selbst Büffel gab es in Mông Nham nicht; auch wäre der Weg über die Berge für sie nicht gangbar, denn stellenweise muß



Das Land der Phông.

man sich der Hände bedienen, um vorwärts zu kommen, oder Hunderte von Metern weit tief gebückt, fast auf allen Vieren unter einer dichten Laube von abgestorbenen und vom Sturme herabgerissenen Bambus hintreiben.

Seit vier Monaten war Reiss nicht zu Fuße marschirt; stets war er im Boote gereist und hatte ganze Tage nach Landesitte mit untergeschlagenen Beinen und, um leichter aus dem Fahrzeuge kommen zu können, mit nackten Füßen auf einer Matte sitzend zugebracht. Jetzt zog er starke Jagdschuhe an und setzte sich mit wahren Behagen an die Spitze seines kleinen Trupps. Um 8 $\frac{1}{2}$  Uhr war der Fuß der Berge erreicht und nun ging es längs des Nam Phông, eines Hauptzuflusses des Nam Nham, oft auch in dessen Bette aufwärts, ein äußerst beschwerlicher Marsch, zu dessen Annehmlichkeiten die zahlreichen Bremsen und die drückende Hitze nicht gerade beitragen. Sobald man aber den Wald betrat, machte man mit zwei anderen Plagegeistern, den Moskitos und den in ganz Indochina verbreiteten kleinen Blutegeln, welche unter den, den Boden bedeckenden feuchten

Blättern leben, Bekanntschaft. Letztere dringen überall durch die Oeffnungen der Kleidung ein und verursachen, wenn sie zahlreich sind und immer wieder an derselben Stelle saugen, schmerzende und schwer heilende Wunden. Alles das trug dazu bei, daß nur eine kurze Tagereise zurückgelegt wurde und man bald nach 2 Uhr, als erst eine Höhe von 400 m über der Ebene von Mông Nham erreicht war, zum Nachtlager Halt machte. Ueberhaupt darf man bei Reisen in jenen Ländern auf die Leistungen des Nachmittags nicht allzuviel rechnen. Die Laos brechen gern vor Tagesanfang auf, aber machen auch frühzeitig Halt, und so eilig man es auch haben mag, so muß man doch stets mindestens eine Stunde vor Sonnenuntergang Halt machen, damit die Leute Zeit haben, Nester abzuschlagen, daraus Hütten zu errichten und genug trockenes Holz zu sammeln, um die ganze Nacht hindurch mehrere Feuer zur Fernhaltung der Tiger und Panther unterhalten zu können.

Am nächsten Tage (4. März) wurde um 6 Uhr Morgens wieder aufgebrochen, ohne Unterbrechung bis 11 $\frac{1}{2}$  Uhr

marshirt und dann Reis für drei Mahlzeiten gekocht. Da man hier den Nam Phôa verließ und bis zum Gipfel des Gebirges kein Wasser mehr antraf, so mußte sich jeder mit einem Bambu, der zwei bis drei Liter Wasser für die nächste Abend- und Morgenmahlzeit enthielt, beladen. Am Nachmittage wurde dann noch  $3\frac{1}{2}$  Stunden lang bergauf geklettert; im Ganzen war man dem Stande des Barometers zufolge an diesem Tage 900 m gestiegen. Die Temperatur erschien ihnen sehr frisch; am Tage vorher stand das Thermometer Abends auf  $28^{\circ}$ , heute nur auf  $15^{\circ}$ . Auch das Aussehen des Waldes hat sich geändert; Palmen und wilde Bananen, aus deren großen Blättern sich so leicht undurchdringliche Schutzdächer herstellen lassen, haben Harzbäumen Platz gemacht, so daß man sich mit kleineren Zweigen be-

gnügen mußte, und ein in der ersten Hälfte der Nacht niedergehendes Unwetter die Reisenden arg durchnäßte. Am nächsten Morgen befand man sich nach zweistündigem Steigen in der Nähe des Gipfels, wo gefrühstückt wurde, und Reiss die prächtige Landschaft zu seinen Füßen bewunderte. Er befand sich in einem wahren Chaos von Bergen, und zwar in einem nach Südwesten sich öffnenden Passe. Im Osten stiegen die Berge noch mehrere Hunderte von Metern höher an, während das Thal des Nam Phôa, das er eben verlassen hatte, einer tiefen Schlucht gleich. Die höchsten Gipfel waren mit Nadelholz, Fichten, Tannen und Lärchen, bedeckt, während im Thale eine tropische Vegetation, Bambu, Lianen und spanisches Rohr, wucherte. Eine Stunde später erreichte man den Gipfel, der etwa 2000 m über dem



Möong Nham.

Meeresspiegel und 1800 m über Möong Nham liegt. Der Abstieg ging rasch und leicht von Statten; um 10 Uhr traf man auf den ersten Bach, der nordwestlich zum Nam-Schan fließt, und zwei Stunden später, nachdem man nur ca. 600 m hinabgestiegen war, betrat man ein weites, welliges, von Bäumen entblößtes Plateau, auf welchem eine ziemlich große Zahl von Dörfern sich zeigte. Hier blieb der Reisende mit seinen Begleitern zurück und legte etwas bessere Kleidung an, während der Führer voranging, um die Behörden des Gebietes von seiner Ankunft zu verständigen. Nach einiger Zeit setzte auch er sich wieder in Bewegung, indem er in regelmäßigen Zwischenräumen das Gong schlagen ließ und ab und zu seinen Revolver oder seine Flinte abfeuerte. Noch vor dem ersten Dorfe be-

gnete ihm das Stadthaupt, das in Abwesenheit des Königs kommandierte, und geleitete ihn in sein Dorf, das von der Stadt Möong Ngan nach 3 km entfernt war. Vergebens versuchte Reiss ihm dort den Zweck seiner Reise klar zu machen; das Stadthaupt kam nicht über die Vermuthung hinweg, daß er dieselben Zwecke verfolgte, wie die in Möong Ngan bereits anwesenden Missionare, deren Ziele ihm freilich ebenso wenig bekannt waren. Immerhin versprach er, das in Möong Nham zurückgebliebene Gepäck holen zu lassen und sein Möglichstes zu thun, daß Reiss zu Lande nach Luang Prabang gelangen könnte; inzwischen sollte derselbe in der Citadelle Möong Ngan gegenüber jenen Missionaren wohnen. Es ist das eine kleine, von einer doppelten Umzäunung umgebene Festung, die auf einem



Die Festung M'ong Ngan.

ziemlich steil abfallenden Hügel liegt. Außen zieht sich ein einfacher Bambusaum hin, dann folgt ein mit spanischen Reitern besetzter Raum, und dahinter ein starker, von Schießlöchern durchbohrter Damm, der von einer starken Pallisade aus Baumstämmen gekrönt ist. Ueber den Thoren sind Balkone angebracht und neben denselben je ein kleines vorgeschobenes Werk. Die „Stadt“ besteht aus etwa 200 strohgedeckten Bambuhütten, die in Nichts den

sonstigen Laos-Häusern gleichen; sie sind weder über dem Erdboden erhöht, noch haben sie einen Fußboden aus Bambu, und ein einfaches Geflecht längs der Wand dient gleichzeitig als Sitz, Bett und Tisch. Eine solche Hütte wurde auch dem Reisenden angewiesen, der gleich darauf die Missionare aufsuchte, deren Anwesenheit weder Kirche, noch Kapelle, nicht einmal ein Kreuz verrieth. Diese Mission war 18 Monate vorher von den Patres Blank und Castré

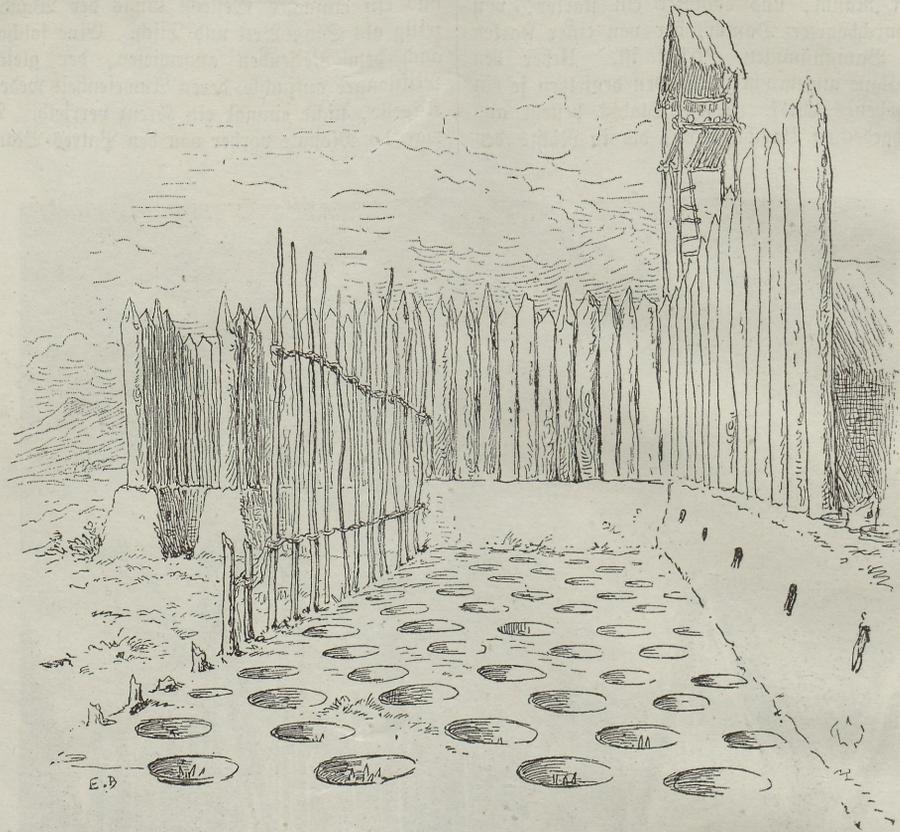


Hütte der Missionare in Mông Ngan.

gegründet worden und steht unter dem Bischöfe von Vinh in Annam. Sechs Monate später war noch P. Condrey hinzugekommen, während Blank nach Annam zurückkehrte. Natürlich war die Begegnung eine sehr herzliche, und Neis empfing von seinen Landsleuten reiche Belehrung. Sie bestätigten ihm die Mittheilungen Nansivai's. Im Falle, daß die Hôs angriffen, sagten sie, könnte das Land von Mông Ngan nicht auf die Treue der zahlreichen, ihm untergebenen Khas rechnen; denn der Vicekönig (Chiao

Kanti) und dessen Familie hätten sich diese armen Leute ganz entfremdet, indem sie alljährlich mehrere Familien derselben in die Sklaverei verkauften, und zwar gegen Opium an Birmanen. Die Mandarinen fürchteten, daß die Missionare sie anzeigen könnten, und hielten ihr Treiben geheim, legten ihnen aber alle möglichen Hindernisse in den Weg und suchten ihnen den Aufenthalt im Lande nach Kräften zu verleiden. Selbst ihren eigenen Landsleuten, den Phuong, liehen der Vicekönig und seine Mandarinen

Geld gegen hohe Zinsen und verkauften die säumigen Schuldner an die Birmanen; öfters hätten sie, die Missio- nare, solche ausgelöst. Darum besäßen sie zwar unter dem niederen Volke manchen Freund, aber von den Großen



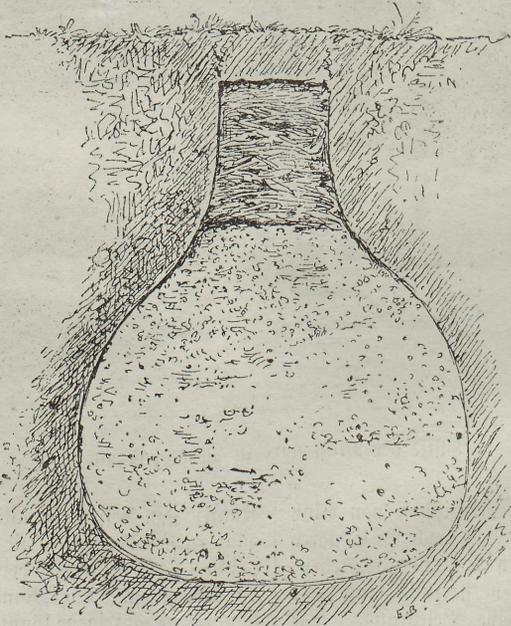
Details der Befestigung von Mông Ngan.

würden sie gefürchtet und gefaßt. Im Ganzen führten sie ein elendes Leben, hätten noch keinen Profelyten gemacht und wagten in dem, den Angriffen der Hôs ausgefetzten Lande keine dauernde Niederlassung zu gründen. Vor wenigen Tagen sei der Vicekönig nach Vinh in Annam gereist, um Hilfe zu holen; aber die Missionare wußten, daß damals die Beziehungen Annams zu Frankreich so gespannt waren, daß ersteres wohl kaum Lust verspüren würde, einem entfernten Vasallen zu helfen.

Die nächste Zeit benutzte Reis, sich auszuruhen und seinen durch Insektenstiche arg mitgenommenen Beinen Zeit zur Heilung zu gönnen. Lebensmittel waren bei den Phuong selten und theuer; Vieh wollte Niemand aufziehen aus Furcht, daß es ihm die Hôs fortnehmen, in den kleinen Bächen giebt es nur wenig Fische, und Hühner und Schweine sind dort feltener als sonst im Laos-Lande. Dafür halten sich die Phuong an allerlei Reptilien und Insekten schadlos und schätzen besonders eine

große Art Mistkäfer. Um den Reis vor den Hôs zu schützen, verwahrt man ihn

in Silos, welche den in Algerien üblichen durchaus gleichen. Es sind das Höhlungen im Thonboden von der Form eines Kürbis und etwa 2 1/2 m Tiefe; die obere Oeffnung ist nur 1/2 m im Durchmesser groß. Da hinein wird der Reis geschüttet und erst mit Stroh und dann mit Lehm bedeckt; darüber kommt dann der vorher sorgsam ausgestochene Rasen zu liegen, so daß jede Spur des Versteckes sich bald verwischt. Die Stelle desselben merken sich die Einwohner durch die Richtung auf Bäume oder sonstige Wahrzeichen.



Durchschnitt eines Silo.

Hundert Ochsen und etwa 20 Pferde übrig geblieben waren. Die Vegetation ist nicht tropisch; von den

Nach fünf Tagen der Ruhe vermochte Reis wieder zu gehen und durchwanderte in Gesellschaft der Missionare das ganze Plateau von Mông Ngan. Auf demselben gab es einst mächtige Herden von Ochsen, Büffeln und Pferden, von denen nur wenige

Bäumen, die für die Dörfer Hinterindiens sonst charakteristisch sind, den Kokos- und Arekapalmen, findet sich nichts, und auch die Banane ist nur durch einige kümmerliche Exemplare vertreten. Während des Aufenthaltes des Reisenden hielt sich die Temperatur zwischen 15° und 25° und fast täglich fiel Regen. Eichen, namentlich solche mit süßen Früchten, sind nicht selten; ferner finden sich große wilde Apfelbäume, Weinstöcke und Himbeersträucher. Den Boden bedeckt Rasen und Moos, eine Seltenheit in diesen Breiten Hinterindiens, und in Masse giebt es Ranunculaceen, Kompositen und Lippenblütler, welche an den Ufern des Mekong verhältnißmäßig selten sind. So eignete sich das Land gut zu einem Sanitarium, wenn es dort nicht acht Monate im Jahre regnete und der benachbarte Wald das Fieber begünstigte.

Am 13. März kamen Khas-Träger mit dem größten Theile des Gepäcks von Mông Nham an; aber trotzdem sie Reis reichlich bezahlte, wollte sich doch keiner von ihnen dazu verstehen, nochmals dahin zurück zu kehren und die zurückgebliebenen sechs Kisten zu holen. Die Mandarininnen mußten aus einem anderen Khas-Dorfe die erforderlichen Leute requiriren. Wenigstens war Reis nun im Besitze seines Theodoliten und seines photographischen Apparates und konnte die Breite seines Aufenthaltsortes bestimmen und einige Ansichten aufnehmen. In diesem Augenblicke wurde jedoch die Lage drohend: was seit Jahresfrist schon wiederholt fälschlich gemeldet worden war, erfüllte sich jetzt wirklich, die Hôs waren von ihrer Hauptstadt Kieng-Kuang ausgezogen, hatten den vier Stunden von Mông Ngan entfernt gelegenen festen Platz Mông Shan durch List genommen und bedrohten Mông Ngan. Die Missionare und Reis beschloßen alsbald, den Versuch zu wagen und den Platz gegen die schlecht bewaffneten und mit wenig Munition versehenen Hôs zu halten, und die Mandarininnen versprachen dazu alle nur mögliche Hilfe. Man veranlaßte die Bewohner der umliegenden Dörfer, in der Citabelle

Zuflucht zu suchen und sich für sechs Tage mit Reis zu versehen, Frauen und Kinder mußten Wasser hineinschleppen, die Heerden wurden in die Nähe getrieben, Kundschafter ausgeschildt, die Pallisaden ausgebeffert und zahlreiche spanische Reiter gelegt. Gegen Abend aber kamen zwei böse Nachrichten: von Thathom her nahte eine andere Bande Hôs, und die Khas Puthang, welche man während des Tages zur Hülfeleistung aufgefordert hatte, hatten sich gegen Mông Ngan empört und mit den chinesischen Räubern verbündet. Die erschreckten Notabeln baten nun unseren Reisenden, den Oberbefehl in der Stadt zu übernehmen, und dieser willigte auch zunächst für die Nacht ein; aber diese eine Nacht genügte, um die Unmöglichkeit einer Vertheidigung darzutun. Ohne Unterlaß machte Reis bis 2 Uhr Morgens die Runde, aber stets fand er die Wachtposten eingeschlafen oder von ihrer Stelle weggelaufen, und wenn er sie auch mit Schlägen aufweckte, so ging doch, sobald er den Rücken drehte, das alte Spiel von Neuem an. Von den Notabeln aber theilte sich kein einziger am Wachtdienste; wie gewöhnlich verbrachten sie einen guten Theil der Nacht mit Opiumrauchen. Da gab Reis die Sache auf; er entschloß sich, sein Gepäck im Stiche zu lassen und nach dem Mekong zurück zu kehren, während die Missionare sich nach Annam zu flüchten beschloßen. Reis schaffte all sein Gepäck, seine Sammlungen, seinen photographischen Apparat, seine Platten u. s. w. in das Haus der Missionare, und diese hefteten ein Plakat an die Thür des Inhaltes, daß Alles Eigenthum französischer Mandarininnen sei. Natürlich haben sie nie etwas davon wieder gesehen. Reis und seine Leute nahmen nichts mit sich, als ihre Decken, Reis für vier Tage, die Waffen nebst etwas Munition, den Theodolit, die Tagebücher, das Silber und einige Kleider. Alles Uebrige blieb zurück, leider auch aus Vergeßlichkeit ein Chronometer und eine Uniformmütze. Dann marschirten sie langsam davon, beladen, wie nur Leute sein können, die um jedes Stück trauern, das sie nicht mitzuschleppen vermögen.

## Die Vegetation der Kanarischen Inseln.

### II. (Schluß.)

Humboldt äußerte sich entzückt über die mit Nebenbepflanzten Abhänge, die Myrthen und Cypressen und die mit Blüten bedeckten Drangenbäume. Heute entragt wohl noch die Palme, einzeln auch die Cypresse, dem felsigen Boden, aber die schönen Drangengruppen, und vor allem die hohen Nebengewinde sind geopfert. Statt dessen starren die Terrassen weithin von Kaktuspflanzen, welche das Substrat der Cochenillezucht bilden. 30 Jahre lang war dieser Erwerbszweig lukrativ, aber mit der Erfindung der Anilinfarben sanken die Preise rasch auf die Hälfte, und schließlich auf nominelle, die Kosten nicht deckende Ansätze. Heute liegen noch Hunderte von Centnern unverkauft in London. Der Uebergang zu einer anderen Bodenkultur erscheint schwierig, da große Kapitalkosten dazu nöthig sind. Es wäre wirklich an der Zeit, daß das Mutterland den heimgesuchten Inseln mit etwas Anderem, als Verfassungsänderungen und Nachschüben neuer Beamten bei jedem Ministerwechsel aufhülfe.

Der zur Cochenillekultur verwendete Kaktus ist stets die *Tunera*, die *Opuntia Tuna* Miller. Zur Ueber-

winterung des *Coccus*, welche in den wärmsten Distrikten der Inseln bewerkstelligt wird, dient nach Schacht eine stark haarige Kaktusart, auf welcher die Insekten besser haften.

Von Cerealien zc. werden angebaut Mais, Gerste, Weizen, Ackerbohnen, Kartoffeln, Zwiebeln, Pflanz, welche letzterer trefflich gedeiht; ferner Bataten und die *Kame* (*Colocasia antiquorum*). Selten ist Roggen und noch seltener Zuckerrohr, welches roh genossen wird. Getreide und Hülsenfrüchte dienen zur Bereitung des *Gofio*, eines groben Mehles aus stark gerösteten Körnern, welches, mit Salz vermischt, die nie fehlende Tunke zu Kartoffeln und Salzisch bildet. Sie ist sehr nahrhaft, da die fleberhaltige Schale der Körner nicht entfernt ist. Eine andere Nahrung, außer gelegentlichem Obste oder Gemüse, kennt der arme und genügsame Kanarier nicht.

Als Kulturbäume sind am verbreitetsten Pfirsiche, die in der verlängerten und früh beginnenden Blüthenzeit eine seltene Anpassung an das Klima darthun. Seltener sind Birnen, Pflaumen, Kirschen, Aprikosen und Äpfel, doch liefern besonders die beiden ersteren treffliche

Früchte. Unübertrefflich sind die Feigen, ein ursprüngliches Gewächs der Kanaren. Im Museum von Las Palmas sind trockene Feigen aus den Felsengravern der Isleta vorhanden, welche dieselbe Kleinheit der Urrasse zeigen, wie die Gerste und die Aepfel aus unseren Pfahlbauten der Steinzeit von Robenhäusern. Auf den Tuffhügeln der Canaria ob Las Palmas dehnen sich auch noch weite und schöne Weinanlagen aus. Die Lese findet nicht vor September und Oktober statt. Der Wein auf Gran Canaria ist ein sehr dunkler und milder Rothwein, der auf West-Tenerife ist weiß oder bernsteinfarben und sehr stark, aber selten das edle Aroma des Madeira bietend, den er jedoch zuweilen noch übertrifft. Der Export ist gleich Null.

Delbäume werden nur auf der Canaria gehegt und nicht zur Delbereitung benutzt; sie sind von riesiger Größe. Auch die Pinie wird hier gehegt. Diese orientalischen Kulturpflanzen geben der Gegend hinter Las Palmas de Gran Canaria ein klassisches Gepräge.

Unter dem Namen Tagasaste wird ein herrlich duftender, weißblühender Cytisus kultiviert, der aus der oberen Region der Inseln stammt und ein ausgezeichnetes Grünfutter für Haustiere bildet. Gleichfalls als Futterpflanzen dienen der Drobak (*Withania aristata*) und der Hediondo (*Bosia Yerva mora*).

Von tropischen Obstarten wird außer dem Pflanz nur sparsam einiges angepflanzt. Die tropischen Bäume blühen sämmtlich im ersten Frühlinge und reifen ihre Früchte vom August bis Herbst.

Der berühmte Jardin de Acclimatacion del Durazno bei Drotara ist unter der Leitung des Dr. Benitez de Lugo und dem eifrigen Betriebe des Gärtners S. Wildpret zu einer ebenso schönen als nutzbringenden Anstalt geworden. Es wird von dort aus ein beträchtlicher Handel mit Samenreien unterhalten.

Treten wir nun in die zweite Region, die des Wolkengürtels, ein, wo selbst im Sommer täglich oder fast täglich der dicke tiefgraue und häufig nässende Nebel hängt. Die Temperatur wird um mehrere Grade kühler und die Erde deckt sich mit einem grünen Anhauch von Moosen und Farnen. Wir sind im Gebiete des Lorbeerwaldes, der sich fast stets in den Schluchten, seltener an den offenen Abhängen erhalten hat. Letztere sind mit Buschwerk bedeckt, bestehend aus drei dominirenden Arten, dem Brezo (*Erica arborea*), der Haya (*Myrica Faya*) und dem Alerfarn. Der Wurzelstock des letzteren ist reich an Stärkemehl, welches unter dem Namen Batatas de Helecho häufig zur Bereitung des Gofio dient. Diese Standorte bieten der schönen, morgenrothen Frühlingsblume der Kanaren, der Tuffilago, die willkommenste Stätte. Es sind dies mehrere Arten der Gattung Senecio, Gruppe Pericallis; sie sind es, welche der Gartenkunst die Stammpflanzen der tausendfach variirenden Cinerarien lieferten.

Der Feldbau geht bis 800 m hinauf, seltener bis 1000 m, namentlich auf Tenerife, wo sich wegen des weiteren Raumes die einzigen größeren in europäischer Weise bestellten Ackerfelder befinden, deren Weizenstaaten auf dem schweren, rothen Thon herrlich stehen. Neben unseren europäischen Obstbäumen ist namentlich die Kastanie angepflanzt, welche stattliche Haine bildet.

Als Bäume des Hochwaldes stehen Laurineen in erster Linie, nämlich *Persea indica*, der *Binatigo*; *Laurus canariensis*, der Loro oder Laurel; *Oreodaphne foetens*, der Til (wörtlich Rinde), welcher bis 10 m Umfang erreicht; endlich *Phoebe barbusana*, der Barbusano, die schönste dieser Laurineen, mit myrthenartigen Blättern von wunderbarem Spiegelglanze. Die grünlichen Blüthen aller dieser

Bäume sind klein und unansehnlich, die Früchte sind schwarze Beeren.

Zwischen diese wichtigsten Bäume des Hochwaldes mischen sich stachellose *Ulex*-Bäume, *Erica arborea*, ein stets gewundener Baum mit spitzem Wipfel; der hohe Aderno (*Heberdenia excelsa*); der botanisch merkwürdige Mocan (*Visnea Mocanera*) u. A. Sehr selten taucht der wundervolle *Madroño* auf (*Arbutus canariensis*) mit orange gelber Rinde, silberweißen Blätterbüscheln und pfirsichgroßen, goldgelben, reizend chagrinierten, eßbaren Beeren. Hohe Brombeergehege, ein Wegdorn, ein riesiger Schneeball u. A. bilden das Unterholz. Nur am Boden, nicht an den Stämmen, kriecht ein Ephen herum. Zahlreiche Farne decken in überquellender Fülle den Boden, darunter vor allen die mächtige *Woodwardia* mit oft 3 m langen und 1 m breiten Wedeln. Die Physiognomie dieses Waldes ist groß, sein Eindruck auf das Gemüth überwältigend. Denn in ungewohnter Höhe wölbt sich das dunkle Lorbeerlaub, durch welches nur ganz vereinzelte Sonnenstrahlen hereinfallen; ein tiefer, eigenthümlich grüner Schatten herrscht im Grunde, der Allen, auch den Gesichtern der Menschen, eine fahle Farbe verleiht.

Plötzlich verändert sich der Ausdruck der Landschaft, wenn wir die Bestände von *Pinus canariensis*, die *Pinares*, erreichen, welche von 1100 m an die trockenen Böschungen bewohnen und einzeln über 2000 m hoch hinaufsteigen. Die kanarische Fichte, der *Tea* der Spanier, zeichnet sich durch konischen, bis zur Erde reich besetzten Wuchs aus und macht einen imposanten Eindruck. Wenn die schlanken Stämme im Winde rauschen, wenn sie sich dunkel abheben von der winterlichen Schneeregion des Tyde, so ist das Bild zugleich ein alpines und ein durch ungewohnte Größe des Pflanzenwuchses fremdartiges von unvergleichlicher Stimmung, das ähnlich wohl nur in den Anden Mexikos wiederkehrt. Prachtvolles Unterholz breitet sich unter den Fichten aus, darunter zwei *Cistus* mit großen Blüthen, die sich zu einer harzduftenden *Macchia* am Fuße der Nadelbäume mischen. Eine historische Baumart, *Juniperus Cedrus*, ein mächtiger Hochstamm, ist heute so viel als ausgerottet. Schon die kanarische Urbevölkerung bediente sich mit Vorliebe seines Holzes. Herr Christ bekam keinen zu Gesicht, doch soll der Baum an einigen Stellen der Cañada noch vorkommen.

Tenerife allein hat einen subalpinen Gürtel, eine Zone von Sträuchern über dem Walde. Es sind die halbfugeiligen Besensträucher der *Retama blanca* (*Spartium supranubium* L. fil., *Spartocytisus nubigenus* Webb.), welche die Einöden bedecken, bis zu einer Höhe von 2800 m. Im Mai erscheinen die kleinen Blätter mit den weißen und röthlichen Blüthen, aus denen sich die aufgeblasene, mit einem Knall aufspringende Hülse entwickelt; doch schon im Juli sind Blätter, Blüthen und Früchte gänzlich verschwunden. Nur ganz sparsam sind zwischen diesen *Retama*-sträuchern andere Pflanzen zu finden. — Von einer Alpenflora ist so wenig die Rede als sonst auf vulkanischen, isolirten Gipfeln.

Wollen wir besondere Höhenregionen auf den Kanaren unterscheiden, so sind es die folgenden drei, schon von Berthelot und Webb bezeichneten, welche den drei sich über einander legenden Klimaten entsprechen:

1. Die Strandregion, bei 700 m.
2. Die Wolkenregion, von 700 bis 1000 m, begreift die Höhenlage, wo in der Regel die Passatwolke lagert.
3. Die Gipfelregion, die Region über den Wolken, welche allein auf Tenerife zur vollen Geltung kommt.

Im zweiten Theile seiner Arbeit giebt Dr. Christ eine specielle Untersuchung der Florenbestandtheile der Kanaren. Er beziffert die Gesamtzahl der Arten der Gefäßpflanzen auf 1226. Davon sind 420 Arten eingewandert, größtentheils aus Südeuropa, zum Theil aber auch aus den Tropen. Wirklich einschließlichsind sonach 806 Arten, von denen 414, also 50 Proc., endemisch sind, ein äußerst hoher Procentsatz, wenn man die Nähe Afrikas berücksichtigt. Ein ähnliches Verhältniß zeigt fast nur noch die Insel Sokotra. Doch erstreckt sich der Endemismus der Kanaren auch auf die benachbarten Archipela. Der größere Theil der Kanarenflora schließt sich an Grisebach's Mittelmeerflora und Boissier's Orientflora an. Unter den Kanarenpflanzen exotischer Verwandtschaft bildet die südafrikanische, richtiger altafrikanische Flora das wichtigste Contingent. Diese muß in früheren Zeiten das ganze Gebiet des afrikanischen Continents umfaßt haben und bildet ohne allen Zweifel den ältesten Bestandtheil der Kanarenflora. Die unterseeische Verbindung mit dem Continent deutet darauf, daß der Uebergang von Formen auf die Inseln wesentlich erleichtert war. Das Centrum dieser afrikanischen Flora, welche jetzt das ferne Kapland darstellt, ist früher wahrscheinlich das äquatoriale Afrika gewesen; es spricht dafür auch das Vorkommen abessinischer Hochlandspflanzen auf dem Kamerungebirge, die unmöglich über die heutigen, hochtropischen Ländermassen des inneren Afrika hin eingewandert sein können. Die Insel Sokotra, welche ebenso wie die Kanaren eine

überraschend große Anzahl abessinisch-südafrikanischer Arten zeigt, hat mit der dürren, felsigen Küstenregion der Kanaren die größte Analogie. Während das innere Afrika allmählich durch die süd-asiatischen Einwanderer angefüllt wurde, hat sich mithin an den Rändern die alte Flora in namhaftem Belange erhalten. Wenn nun die allgemeine, alte Ausstrahlung der Atlantischen Flora von den Kanaren nach Norden ging, wie die abnehmenden Zahlen der Madeira- und der Azorenflora beweisen, so ist in neuerer Zeit, seit der Herrschaft des Golfstromes, deutlich ein Transport in dessen Richtung, also von den Azoren nach Madeira und von Madeira nach den Kanaren und speciell nach der Kette von Anaga, dem nördlichen Vorgebirge von Tenerife, zu spüren.

Die in der Vorzeit nach den Kanaren gelangten kontinentalen Formen änderten vorwiegend in einer bestimmten Richtung und nach einem einheitlichen Plane ab. Derselbe äußert sich in der Verlängerung und Verdickung des Stammes und der Bildung von Blattrosetten. Hierin erkennen wir deutlich die Einwirkung des Klimas: die Gleichmäßigkeit der Temperatur erlaubt fortwährendes Wachsen des Stammes, und doch ist die Trockenheit groß genug, um die reiche Laubentfaltung zu hindern und die Pflanzen zur Bildung schmaler, dicht beisammen stehender und sich gegenständig schützender Blätter zu veranlassen. — Die Endemien sind dem Boden aufs Genaueste angepaßt und Grisebach's Ansicht, daß die endemische Kanarenpflanze dem Aussterben verfallen sei, ist unbegründet.

## Kritische Bemerkungen zu L. Hanenuse's Ackerbaukolonie-Projekt am Congo.

Von W. Mönkemeyer.

Die Ausführungen des Lieutenant L. Hanenuse über sein Projekt, Ackerbaukolonien am Congo zu errichten (vergl. „Globus“, Bd. 48, S. 393), dürften für Jemand, der nicht Gelegenheit hatte, die thatsächlichen Verhältnisse an Ort und Stelle zu studiren, viel für sich haben. Die Sachlage gestaltet sich jedoch ganz anders, wenn man die Boden- und Wasserverhältnisse, Klima- und Arbeiterfrage den wahren Umständen gemäß erwägt.

L. Hanenuse spricht vom jungfräulichen Boden am Congo und Viele vor ihm haben die bewundernswerthe Fruchtbarkeit nicht genug loben können. Wenn man während der nassen Zeit das Congogebiet besucht, so wird man wohl an die englischen Gefilde erinnert, wo sich grüne Wiesen weit hin erstrecken und das Auge wohlgefällig auf den einzelnen Baumgruppen ruht. Während der trockenen Jahreszeit jedoch werden die grünen Steppen am Congo von den sengenden Strahlen der Sonne braun gebrannt, schlaff hängen die Blätter der Sträucher herab, und selbst die Delpalme mit ihren versengten Wedeln macht nur einen trübseligen Eindruck.

Wirklich kennen lernen und beurtheilen kann die Bodenverhältnisse nur, wer selbst mit dem Spaten und der Hacke in der Hand versucht hat, den Boden zu bearbeiten, selbst gejätet und geerntet hat. In Bd. 48, S. 331 dieser Zeitschrift ist meine Ansicht über die dortigen Bodenverhältnisse ausgesprochen worden. L. Hanenuse schlägt als geeigneten Ansiedlungspunkt z. B. das Thal bei Boma vor. Ich

kenne diese Gegend genau und habe mich über die Bodenverhältnisse dieses Thales durch Versuche belehrt. Es gehört ja zu den noch am meisten begünstigten Stellen des unteren Congogebietes; doch sind die Bodenverhältnisse noch nicht günstig genug, um zur Anlage einer Ackerbaukolonie empfohlen zu werden und besonders ist es der Wassermangel, der einem solchen Projekte widerspricht. Zwar windet sich dort ein kleiner Bach durch das enge Thal, der Prokobilfluß; doch hat er in seinem oberen Laufe während der trockenen Jahreszeit nur wenig Wasser und liegt außerdem sehr tief, so daß es äußerst schwierig und kostspielig sein würde, das Wasser mittels Vorrichtungen zum Pumpen auf die höher gelegenen etwaigen Kulturfächen zu bringen. Bohrversuche nach Wasser, die dort angestellt wurden, blieben erfolglos.

L. Hanenuse schlägt vor, zum Anfange 12 Mann zu engagiren, um sein Projekt auszuführen, und könnte man mit der Art und Weise der Ueberriedelung und Installation der Leute ganz einverstanden sein. Er schlägt ferner vor, 150 Schwarze für die Bearbeitung des Bodens anzuwerben. Das ist jedoch nicht so leicht gethan, denn die Arbeiterfrage ist sehr schwierig zu lösen, worüber ich mich in Heft 22 der Kolonialzeitung von 1885 näher ausgesprochen habe; auch ist zu bemerken, daß der Kostenanschlag in Bezug auf Lohn für die schwarzen Arbeiter viel zu niedrig angesetzt ist. Nach meinem Dafürhalten dürften 21 600 Francs statt 7200 Francs nicht zu hoch gegriffen sein. Der ge-

wöhnliche Lohnsatz für einen Arbeiter pro Monat beträgt, niedrig angesetzt, für die dortigen Verhältnisse vier Stücken Zeug, à ca. 3 Francs = 12 Francs oder 144 Francs pro Jahr für einen Mann, 21 600 Francs für 150 Mann in einem Jahre, oder 14 400 Francs mehr, als der Kostenanschlag besagt.

Ueber den Gegenstand des Anbaues hat Haneuse nur wenig gesagt, wenigstens finden sich unter seinen vorgeschlagenen Kulturpflanzen nur wenige, die für den europäischen Markt Wichtigkeit hätten, denn die dort eventuell gezogenen Gemüse, Bananen, Mango zc. würden nur zur theilweisen Ernährung der Kolonisten selbst Werth haben, die Kultur der Erdnuß, des Manihok und des Mais, welche von den Eingeborenen selbst ihrem Bedürfnisse entsprechend gebaut werden, wirft keinen Verdienst ab, Getreide wird schon aus klimatischen Gründen nicht gedeihen und für Kaffee und Kakao ist der Boden zu schlecht und nicht tiefgründig genug. Auch trocknet die Erde während der trockenen Zeit dermaßen aus in Folge des Mangels an Baumvegetation, daß etwaige Plantagen schon in Folge von Trockenheit und Mangel an Schatten zu Grunde gehen würden. Ebenso hätte der Reis wenig Aussicht auf Gedeihen; bis heute noch wird der sämtliche Reis, der an die Arbeiter als Kost vertheilt wird, aus Europa bezogen, wodurch sich die Ernährung der Leute sehr theuer stellt. Haneuse denkt nun so viel Manihok, Mais zc. anzupflanzen, daß die Beköstigung der Arbeiter dadurch bestritten werden könnte. Aber was würde denn von den kleinen Thälern im unteren Congo-Gebiete zur Kultur von Handelspflanzen übrig bleiben, wenn allein für 150 Mann Manihok und Mais gebaut werden soll?

Hat der Plantagenbau aus den angeführten Gründen keine Aussichten in diesen Gebieten, so hat der Verkauf von besseren Nuthölzern nach Europa und geschnittenen Bohlen zum Häuserbau dort schon deshalb keine Aussicht, weil von Boma bis Stanley-Pool kein nennenswerther Wald vorkommt und die ziemlich verbreiteten Affenbrotbäume in Folge der schwammigen Beschaffenheit des Holzes nicht zu verwerthen sind, gar nicht zu erwähnen des Mangels an

Wagen und der Schwierigkeiten, welche sich dem Transporte gefällter Bäume auf dem so ungünstigen Terrain entgegenstellen würden. Als Beispiel für die Holzarmuth dieser Gegenden will ich nur anführen, daß ich genöthigt war, in Boma Tag für Tag zwei Mann zu beschäftigen, um das wenige Brennholz für die Küche zu suchen. Sie fanden auch das nicht mehr, und blieb nichts Anderes übrig, als das Brennholz aus den Mangrovenwäldern bei Ponta de Lenha zu beziehen und bezahlten wir für 1000 Splitter 20 Francs.

Die bisherigen Versuche im Plantagenbau haben nur ungünstige Resultate ergeben und von dem Versuche auf Veranlassung des holländischen Hauses, Kaffeeplantagen auf der großen Insel bei Boma zu errichten, ist Berichten neueren Datums zu Folge dasselbe ungünstige Resultat zu verzeichnen und deshalb die Kultur wieder aufgegeben worden. Doch die Viehzucht! Haneuse sagt selbst, daß die Fouragefrage noch zu lösen ist, aber wie, sagt er nicht. Jedenfalls würde sich die Einrichtung der Viehzucht nur auf die Verpflegung der Kolonisten beschränken. Wir sehen also, daß sich Haneuse's Projekt, bei Lichte besehen, als völlig hinfällig erweist; doch ehe ich meine kritischen Bemerkungen schließe, will ich noch auf einen Punkt aufmerksam machen, den Haneuse völlig übergangen hat. Wie ist das Klima? Wird der Ansiedler demselben auf die Dauer Widerstand leisten können?

Nach den bisher gemachten Erfahrungen kann man nur mit „Nein!“ antworten. Man bedenke, daß von circa 500 Weißen, welche im Dienste der Association waren, nur circa sechs ihre kontraktliche Zeit von drei Jahren haben aushalten können. Außerdem spricht die Umahme des Besuches der Aerzte der Association, in Folge der vielen Verlüste an Menschen die kontraktliche Zeit von drei auf zwei Jahre herabzusetzen, am besten für die dortigen ungünstigen klimatischen Verhältnisse. Man kann also mit Bestimmtheit behaupten, daß eine Ausführung des Haneuse'schen Projektes, Ackerbaukolonien am Congo zu errichten, niemals von Erfolg gekrönt sein kann.

## Die Guinanen der Provinz Abra (Luzon).

Nach dem Spanischen des Don Antonio Trullens von F. Blumentritt.

Sr. Trullens hat in dem Boletin der Sociedad Filipina de Amigos del Pais eine interessante Abhandlung über die Guinanen der luzonischen Provinz Abra veröffentlicht, deren wissenschaftlichen Inhalt ich hier mit Weglassung einzelner verfehlter oder überflüssiger Partien mittheile. Die Einleitung kann ich füglich übergehen, denn sie offenbart jene lebenswürdige Naivität ethnographischer Unkenntniß, die das Erbtheil der meisten spanischen Autoren zu sein scheint, die über die Philippinen schreiben. Man traut seinen Augen nicht, wenn man da liest: die Igorrotenstämmen des nördlichen Luzon seien Mischlinge, in deren Atern europäisches (kaukasisches), malayisches und chinesisches Blut rolle. Trullens ist aber einsichtig genug, am Schlusse seiner Einleitung zu gestehen, daß man eben über die Abstammung der Igorroten nichts Sicheres wüßte. So abentheuerlich also der spanische Officier seine Abhandlung eröffnet, ebenso nüchtern und einfach theilt er seine eigenen

Beobachtungen mit, die er während seiner Dienstzeit in den Grenzposten der Provinz Abra anzustellen hinreichend Gelegenheit hatte. Ich werde mir die Freiheit nehmen, wo es passend erscheint, meine Bemerkungen beizufügen.

Die unabhängigen Guinanen der Provinz Abra wohnen in armseligen Hütten, die sie an recht versteckten Plätzen errichten, um so besser vor feindlichen Ueberfällen gesichert zu sein. Als Baumaterial dient Holz, Rohr (auch Bambu) und Congogras. Sie kennen die Säge noch nicht, sie fällen deshalb mit ihrer liva<sup>1)</sup> genannten Art einen großen Baum und hauen aus ihm den Balken von gewünschten Dimensionen heraus. Mehrere solche vereinzelte Hütten (Ranchos) bilden dann ein Dorf, die sogenannte Ancheria. Wie alle Stämme der Philippinen nähren auch sie sich vorzugsweise von Reis, den sie fleißig anbauen und von

<sup>1)</sup> Von anderen Autoren auch liva, ligua, aliva genannt.

dem sie zwei Ernten jährlich erzielen. Außerdem bauen sie Camote (*Convolvulus Batatas*) und einige Knollengewächse an. Man findet bei ihnen auch Zuckerrohrpflanzungen, doch verdanken diese ihre Existenz nicht etwa dem Handelstriebe, auch wird kein Zucker aus dem Rohre gewonnen, man kultivirt vielmehr diese Pflanze nur aus dem Grunde, um daraus einen Branntwein, den *bási*<sup>1)</sup> zu erzeugen, welcher das Lieblingsgetränk der Guinanen bildet. Als Hausthiere besitzen sie Hunde, Carabaos (Re-raban-Büffel), Schweine und Hühner; alle diese Thiere werden schlecht gehalten und gepflegt; ihr Fleisch, auch jenes der Hunde, wird nur bei festlichen Anlässen genossen, weil eben ihre Herden nur wenig zahlreich sind. Das Bedürfniß nach Fleischnahrung wird durch Jagd oder Fischfang, besonders aber durch Viehraub und Diebstahl befriedigt, unter dem besonders die Viehbesitzer der ebenen Theile der Provinz schwer zu leiden haben.

Obwohl das Klima ihrer bergigen Heimath an rauhen Wittertagen nicht arm ist, so entbehren sie doch, von Jugend auf abgehärtet, einer ausgiebigen Bekleidung, indem sie sich mit einem einfachen Lendenschurze begnügen. Dieser wird aus Baumrinde hergestellt und zwar in zwei Größen, dem kleineren *baag*<sup>2)</sup> für die Männer und dem *caín* für die Weiber. Die kleinen Kinder laufen ganz nackt herum. Die Männer tragen als Kopfbedeckung jenes zierlich geflochtene Hutkörbchen, das in der Weltreise von Dr. Hans Meyer S. 515 abgebildet worden ist; diese eigenartige Mütze führt den Namen *cal-logón* oder *sublon*. Die Frauen schlingen um den Hals viele Schnüre, an welche Glas-, Stein- oder Beinkügelchen gereiht sind, ferner lieben sie Ohrgehänge aus Kupferreifen und sonstigen Schmuck von Kupfer oder Muscheln. Sowohl Männer wie Weiber zieren ihren Körper, insbesondere Brust und Arme, mit graziösen, ornamentalen Zeichnungen, indem sie die Haut aufstechen und in die Wunde den Saft des Zuckerrohres einspritzen.

Die Guinanen sind zwar sehr kriegslustige Leute, doch fehlt ihnen der Muth der Europäer und Japanen, weshalb sie dem Kampfe Mann gegen Mann sorglich aus dem Wege gehen. Sie ziehen es vor, durch Ueberrumpelung oder vom Hinterhalte aus den Feind unschädlich zu machen, was ihnen um so leichter fällt, als das Buschdickicht und zerklüftete Terrain ein unbemerktes Heranschleichen an den Feind gestattet. An letzteren ist kein Mangel, denn unter ihnen herrscht der grausame Brauch der Blutrache und da nicht nur der Mörder und seine Familie, sondern auch die ganze *Rancheria* desselben der *Vendetta* anheimfällt, so nimmt das Morden kein Ende. Manchmal verbünden sich zwei oder mehr *Rancherías*, um eine dritte zu überfallen. In diesem Falle wird nichts geschont, alle Bewohner des unglücklichen Dorfes werden niedergemetzelt, die vorhandenen Lebensmittelvorräthe und das Vieh weggeschleppt, die Hütten niedergebrannt, die Felder verwüstet, die Frucht-bäume gefällt, so daß nichts als verkohlte Balken und verödete Felder an die ehemalige Niederlassung erinnern, während die Sieger die abgeschlagenen Köpfe der getödteten Feinde als Trophäen nach Hause bringen, um dort eines jener Siegesfeste zu feiern, von denen weiter unten berichtet werden soll. Diese ihre Kampfweise macht sie regulären Truppen sehr gefährlich; diese sehen sich plötzlich von Wurfspießen umschwirrt und ehe sie in das Dickicht eindringen, um den versteckten Feind zu fassen, hat dieser längst die Flucht ergriffen. Auf diese Weise kann oft ein einziger

Krieger eine ganze Abtheilung spanischer Soldaten zum Besten halten und mehrere von ihnen verwunden, während es ihm gelingt, trotz der Remingtongewehre seiner Gegner zu entkommen<sup>1)</sup>. Wenn aber einer Bande solcher Kopfsjäger jeder Rückzug abgeschnitten ist, dann wissen sie sich auch mit dem Muth der Verzweiflung zu vertheidigen, denn sie ziehen den Tod dem Verluste der Freiheit ohne Zögern vor. Für diese Söhne der Bergwildniß ist auch die Kerkerluft unerträglich; Lieutenant Trullens fand, daß die meisten gefangenen Igorrotten nach kurzer Zeit schon zu kränkeln begannen und rasch dahinstarben. Es ist dies nicht etwa die Folge einer mangelhaften Ventilation oder ungenügenden Nahrung, im Gegentheil: in ihren schmutzigen, ruffigen Hütten, in deren von Gestank und Ungeziefer erfüllten Räumen der Europäer nicht auszuhalten vermag, athmen sie jedenfalls eine viel verdorbene Luft, als in den geräumigen Tribunales der christlichen *Pueblos* von Abra; es ist nur der Verlust der ungebundenen Freiheit, der sie tödtet, vielleicht auch glauben sie, daß ihrer ein gräßlicher Martertod harre.

Lieutenant Trullens behauptet, sie besäßen keine Religion, sondern nur abergläubische Bräuche, d. h. er kennt keine „Götter“ der Guinanen und weiß nicht, daß der „Aberglauben“ der Heiden eben ein Bestandtheil ihrer Religion ist. Von ihren Göttern sprechen eben die philippinischen Malayen den Spaniern gegenüber nicht gerne; denn es giebt unter den Spaniern Bigotte und Atheisten, erstere suchen die Heiden sofort zu bekehren, wodurch letztere zurückhaltend werden, die Atheisten pflegen aber die armen Tausel zu verspotten, was Niemandem angenehm ist, am allerwenigsten dem Malayen, dessen Ehrgefühl zu leicht zu verletzen ist. So sind denn die Spanier leicht geneigt, den heidnischen Eingeborenen ohne Weiteres jede Religion abzusprechen.

Was Trullens über die „abergläubischen“ Bräuche der Guinanen berichtet, ist insofern interessant, als aus dem Mitgetheilten ein weiteres Beweismaterial für die Behauptung hergestellt werden kann, daß die religiösen Vorstellungen der philippinischen Malayen im Großen und Ganzen dieselben sind. So gilt dies gleich für das Vogel-Angurium. Ein Guinane, der von einer *Rancheria* aufbricht, um eine zweite zu besuchen, wird selbst in dem Falle, daß er nach mehrstündiger Wanderung schon in der unmittelbaren Nähe seines Reisezieles angelangt ist, sofort umkehren, wenn das kleine *Suiit* genannte Vögelchen klagende Weifen singt. Der *Suiit* nämlich singt zwei Melodien, die eine mit schmetternden, jubelnden Trillern, die andere mit langgezogenen klagenden Tönen. Hört der Guinane die erste Weise, so setzt er fröhlich und wohlgenuth seine Reise fort, denn er wird dann liebevolle Aufnahme bei seinen Gastfreunden finden und im Falle feindlichen Angriffes heil und unverfehrt zu den Seinen zurückkehren; singt aber der *Suiit* seinen Trauergesang, dann gilt es schleunig umzukehren, denn sonst geht Alles, was man zu unternehmen beabsichtigt, schief, oder er findet bei der Heimkehr seine Lieben krank oder todt. Ein ähnliches Angurium wird in anderen Theilen der Insel Luzon dem vielleicht mit dem *Suiit* identischen Vögelchen *Tictic* zugeschrieben, während auf der Insel Mindanao die Taubenspecies *Limoco* oder *Limocoon* dieselbe Rolle spielt.

<sup>1)</sup> Die Spanier, welche in den Ländern der Igorrotten nur kleine Militärposten von 15 bis 20 Mann eingeborener Infanteriesoldaten und Gendarmen besitzen, pflegen im Kriegsfalle, die Feinden der Igorrotten benutzend, sich mit Igorrotten-Hilfstruppen zu versehen, welche den Feind aufspüren und zum Stehen bringen.

<sup>1)</sup> Man findet auch die Form *básig* vor.

<sup>2)</sup> Im Spanischen *bahaque*.

Gehen mehrere Igorvoten zusammen und niest einer von ihnen, so hocken sich wie auf Kommando seine Begleiter blitzschnell auf die Fersen nieder und verharren in dieser den Malayen eigenthümlichen Knebelage ungefähr eine Minute; thäten sie dies nicht, so würde der Marsch dann irgendwo eine unliebsame Verzögerung erfahren oder sonst etwas Widriges ihnen zustoßen.

Wenn ein Guinane krank wird, so strömen, kaum daß die Nachricht sich verbreitet hat, selbst aus entfernten Rancherías, alle Freunde, Bekannten und Verwandten des Erkrankten nach seiner Hütte, um ihn zu besuchen. Es darf nicht unerwähnt gelassen werden, daß bei allen Igorvoten die Verwandtschaft bis in die entferntesten Glieder eng zusammenhängt, welche schöne Sitte aber auch bei Vorfahren die Kriege nie enden läßt, indem, je ausgebreiteter die Sippe ist, desto hartnäckiger jeder Versöhnungsversuch des Gegners zurückgewiesen wird. Zur Heilung wird, wie auch bei anderen Stämmen des Indischen Archipels, eine Priesterin oder, wenn wir es auf gut deutsch nennen wollen, eine Heze gerufen. In jedem Dorfe giebt es nämlich mindestens ein altes Weib, das vorgiebt, im Besitze übernatürlicher Zauberkräfte zu sein, Kranke heilen und in die Zukunft schauen zu können. Die Zauberin erscheint nun in der Hütte des Patienten und verlangt je nach dem Grade der Krankheit oder des Reichthumes des Leidenden ein Opferthier: Schwein oder Huhn. Umgeben von den Familienangehörigen und der Schaar der herbeigeeilten Gäste schlachtet die Priesterin das Thier und forscht nun in den Eingeweiden nach gewissen Flecken, aus deren Gestalt etc. sie ersieht, ob der Kranke genesen wird oder sterben muß. Diese merkwürdige Diagnose wird von den Umstehenden mit großer Verwunderung und naiver Glaubensfestigkeit vernommen. Ist die Diagnose günstig, so folgt der Cañao. Mit dem Worte cañao bezeichnen die Igorvoten von Abra, Bontoc und Lepanto, also nicht allein die Guinanen, alle Festlichkeiten, Bräuche und Ceremonien, welche einen religiösen, oder wie Trullens will, einen abergläubischen Hintergrund haben. Trullens meint sogar, daß dieses Wort auch jene Bedeutung besäße, welche unserer: „Göttliche Vorsehung“ innewohnt. Sei dem, wie ihm wolle, gewiß ist, daß man im Allgemeinen unter Cañao einen Festschmaus mit Gesang und Tanz versteht, der nicht zu privatem Zwecke arrangirt wurde, sondern eine Art religiösen Kultus vorstellt. Das Cañaofest reducirt sich vorzüglich auf ein übermäßiges Essen und Trinken; zu letzterem wird der erwähnte Reisbranntwein, basi, verwendet, dem in einer solchen Weise zugesprochen wird, daß die meisten Festgenossen sich vollständig, ja bis zur Sinnlosigkeit, berauschen. Der hierbei aufgeführte Tanz wird entweder nur von Männern oder nur von Weibern, bisweilen auch von beiden Geschlechtern vereint producirt. Als Musikinstrumente dienen kupferne Becken, welche von Männern mit Faustschlägen bearbeitet werden und zwar zählt man gegen 140 Schläge auf die Minute. Der Höllenlärm, welchen dieses gainza genannte Instrument hervorbringt, verursacht ge-

wöhnlich einen Rückfall bei dem Kranken, denn die ganze Scene spielt sich vor der Hütte des Leidenden ab; es ist, als ob fünf bis sechs Kupferschmiede wie wüthend dreinhämmerten. Der Tanz selbst besteht aus Gliederverrenkungen, Springen und befeßtem Umhertoben. Diese Festlichkeit währt je nach dem Ansehen und Heerdenbesitz des Leidenden acht, zehn, fünfzehn bis zwanzig und noch mehr Tage. Wird der Kranke gesund, so sagen die Guinanen, daß das Cañaofest allein ihn gerettet hätte. Ist der Tod eingetreten, so wird ebenfalls ein Cañao veranstaltet, der aber nur drei Tage währt. Diesem Trauer-Cañao präsidiert der Todte selbst, der an einem Bambugerüste, das von der Hüttendecke herabhängt, befestigt ist. Hierauf wird der Leichnam unter der Hütte begraben, denn die Häuser der Guinanen stehen, wie bei allen Malayen, auf Pfählen, so daß zwischen der Erde und dem Boden der Hütte ein freier Zwischenraum bleibt; mitunter wird der Körper des Entseelten auch neben der Hütte, jedenfalls so nahe als möglich, begraben. Dieselben Festlichkeiten finden bei Geburten und Hochzeiten statt, ebenso, wenn eine Bande Kopfsjäger als Sieger heimkehrt. In letzterem Falle werden die heimgeschleppten, abgeschlagenen Feindesköpfe auf Pföcke gespießt, worauf man um sie herumtanzt und selbe mit Schimpfworten, Flüchen und Verhöhnungen überschüttet.

Die Häuptlinge, welche immer durch Reichthum sich auszeichnen, werden in ihrer Macht bedeutend durch den Einfluß der alten Leute eingeschränkt, welche bei Hochzeiten, innerhalb der Rancherías, Friedens- und Freundschaftsverträgen, Kriegsaufsagen um Rath befragt werden, so daß sie eigentlich de facto die Leiter der Ranchería sind und den Häuptlingen nur mehr die Führung im Kriege obliegt. Ihre Offensivwaffen bestehen aus der Lanze (tabay) und der breiten Art (liva), mit der sie dem Feinde den Kopf abschlagen, als Defensivwaffe dient der Schild, calasag genannt. Unbewaffnet verläßt kein Guinane seine Behausung, da er stets gefaßt sein muß, einem Kopfsjäger zu begegnen. Um das Heranschleichen der letzteren an ihre Hütten zu erschweren, stecken sie Rohrsplitter und zugespitzte Holzpföcke in das Gras, damit der Feind seinen durch keinen Schuh geschützten Fuß sich durchbohre.

Die Bemerkungen des spanischen Autors über die Sprache der Guinanen sind naiv: nach seiner Meinung besteht die (so sagt er) wortarme Sprache aus einem verdorbenen Ilocano<sup>1)</sup>, welchem Worte aus anderen Igorrotendialekten beigelegt sind; demnach würden die Guinanen gar kein eigenes Idiom, sondern ein Kauderwälsch sprechen, was aber nach dem von Hans Meyer publicirten Vocabular nicht der Fall ist.

<sup>1)</sup> Das Ilocano ist jener malayische Dialekt, welcher in den Provinzen Ilocos Norte, Ilocos Sur, Unión und in den größeren Ansiedlungen der Provinz Abra selbst gesprochen wird. Vielleicht sprechen die Guinanen im Verkehr mit den Spaniern und Ilocanen eine Art Lengua general, die von Trullens für das eigentliche Idiom dieses Igorroten-Stammes genommen wurde.

## Kürzere Mittheilungen.

## Botanische Erforschung der Chilenischen Anden.

Dr. R. A. Philippi, Professor der Botanik in Santiago, schreibt unterm 21. August 1885 an Sir Joseph Hooker:

„Mein Sohn machte im Sommer eine Reise von 110 Tagen von Copiapo nach dem Flusse Camarones, der jetzigen Grenze zwischen Chili und Peru. Er ging zuerst von Copiapo nach Antofagasta de la Sierra (26° 5' lat., 27° 20' long., 3570 m über dem Meere), wo etwa 60 bis 100 Leute wohnten, und von da (fast immer auf dem hohen Tafellande der Wüste in einer Höhe von 3500 bis 4200 m) nach Huasco de Tarapaca, von wo er in die Pampa del Amarugal hinabstieg. Die Reise dehnte sich über acht Breitengrade aus. Dieses hohe Tafelland ist fast ein einziges Bett trachytischer Lava, über welches eine Anzahl erloschener Vulkanen zerstreut sind, von denen drei höher sind als der Chimborazzo, nämlich der Mullaillaco, 6600 m (ich war vor 21 Jahren an seinem westlichen Fuße); der Tumiza, 6540 m und der Pular, 6500 m. Es finden sich viele große Salzseen, von denen mehrere ganz trocken sind. Die Vegetation ist in diesem östlichen Theile der Wüste nicht so spärlich, wie in dem westlichen, den ich früher besucht hatte, wahrscheinlich in

Folge eines schwachen Einflusses des Passates, und die Wasserplätze sind zahlreicher und näher bei einander.

Ueber 400 Pflanzenarten wurden heimgebracht, von denen die Hälfte noch nicht beschrieben ist. Unter ihnen ist eine Polylepis (baum- oder strauchartige Gewächse aus der Familie der Rosaceen), die nur in einer Quebrada gefunden wurde, und Pilostyles Berterii, eine parasitische Pflanze, die zu derselben Familie wie Rafflesia gehört und in einer Höhe von 3700 m gefunden wurde! — natürlich auf einer Adesmia (Bäume oder Sträucher, zu den Leguminosen gehörig). Die drei Arten von Farnen sind: Pellaea ternifolia, Cheilanthes micropterus und ein schöner Cinnamalis, welcher neu zu sein scheint. Die zahlreichste Familie sind natürlich die Compositen mit 94 Arten; von Gräsern fanden sich 42, von Leguminosen 28 bis 29, von Verbenaceen 15, Solanaceen 28, Chenopodiaceen 15 Arten. Unter diesen Pflanzen sind neun neue Gattungen. Einige sind sehr merkwürdig, wie eine Verbenacee, die in kleinen, halbkugelförmigen Büschen wächst und das Aussehen einer Composite hat, mit sitzenden Blüten und Federkelch, der aus dem tief eingeschnittenen und mit langen Wimpern besetzten Kelche (calyx) besteht. („Nature.“)

## Aus allen Erdtheilen.

## Europa.

— Schneller als sonst ist dem letzten deutschen Geographentage die Ausgabe seiner Verhandlungen gefolgt; die „Verhandlungen des fünften deutschen Geographentages zu Hamburg am 9., 10. und 11. April 1885“. Herausgegeben von Dr. S. Michow in Hamburg. (Mit zwei Karten. Berlin, D. Reimer, 4 Mk.) sind schon Anfangs November 1885 erschienen. Den größten Theil des Tages nehmen die Vorträge ein, und unter diesen wieder diejenigen über antarktische Forschung, über welche Neumayer, Nagel, Penck und Peters sprachen. Natürlich nahm auch Afrika seinen Platz in den Verhandlungen ein. Interessant ist der Vortrag von W. Westendorp über den Elfenbeinreichtum Afrikas; die Küste lieferte in den Jahren 1879 bis 1883 durchschnittlich jährlich 564 000 kg, die Westküste 284 000 kg, zusammen 848 000 kg im Werthe von 15 bis 17 Millionen Mark. Dies ergibt, den Verbrauch für Afrika selber nicht gerechnet, ca. 65 000 getödtete Elefanten im Jahre (S. Böller, Die deutschen Besitzungen an der westafrikanischen Küste, IV, S. 167, ist dagegen zu der Ueberzeugung gekommen, daß der größere Theil des in den Handel gelangenden Elfenbeins nicht von getödteten, sondern von gestorbenen Elefanten herrührt). Westendorp hofft, daß es noch gelingen wird, das edle Thier vor der völligen Ausrottung zu bewahren und es zu zähmen. — Claus sprach über die Sahingá-Expedition, Boas über die Eskimos des Baffinlandes, Michow über das Bekannntwerden Rußlands in vor-Herberstein'scher Zeit, Rhode über Ortsnamen u. s. w. Aus den Verhandlungen ist als besonders erfreulich hervorzuheben, daß der Geographentag der Herstellung eines fortlaufenden geographischen Repertoriums in Form knapper,

objektiver Referate sein Interesse zuwenden wird. Seine nächste Versammlung wird in Dresden stattfinden.

— Mit Bezug auf das Verschwinden des färöischen Felsens Munkens (s. „Globe“, Bd. 48, S. 285) theilen die Proc. R. G. S. vom December 1885 noch folgenden Brief des Admiral C. Friminger mit, den wir zur Ergänzung hier folgen lassen: Auf die Nachricht, daß ein Theil des „Munkens“ eingestürzt sei, erhielt Capitän F. Friminger, der in diesem Jahre die Island- und Färöer-Station befehligt, vom Marine-Minister den Auftrag, den „Munkens“ zu untersuchen, und lasse ich hierbei das Resultat seiner Untersuchungen folgen. Der Felsen liegt etwa 3 1/2 Seemeilen von der südlichsten Spitze von Suderö. Ein Theil des „Munkens“ ist eingestürzt; aber doch beträgt die Höhe des Felsens noch etwa 30 Fuß über der Meeresfläche und kann derselbe von dem 18 Fuß über dem Wasserspiegel sich befindenden Auge auf etwa 11 Seemeilen gesehen werden. Die drei flachen Felsen, die nordöstlich vom „Munkens“ liegen (sie heißen „Flejerne“), erheben sich etwa 16 Fuß über das Meer. „Munkens“ liegt auf 61° 22,5' nördl. Br. und 6° 45,5' westl. L. Gr.

— Nach fast 58jähriger Arbeit ist in diesem Sommer die Regulirung der Besitzverhältnisse in dem Küstenlande von Norrbotten in Schweden vollendet worden, eine Arbeit, die dem Staate viele Millionen Kronen gekostet hat. Außer den großen praktischen Vortheilen für den Staat und die betreffenden Kommunen, unter anderen durch die Beschaffung eines concisen Grundbuches, sind auch bedeutende wissenschaftliche Resultate gewonnen worden. Durch die Vermessungen dieses Küstenreiches von circa 20 (schwedischen) Meilen Länge und durchschnittlich 12 Meilen Breite, oder im Ganzen circa 240 Quadratkilometer, ist das Material zu einem vollständigen Kartenwerke

im Maßstabe theils von 1 : 4000, theils von 1 : 8000 beschafft worden. Auch das ökonomische Kartenwerk von Schweden (zu agronomischen und statistischen Zwecken) ist um diesen Küstenstrich bereichert worden.

### A f i e n.

— Unlängst ist das erste Stück der großen sibirischen Eisenbahn, die 135 km lange Strecke Fekaterinburg-Kamyschlow, eröffnet worden; die Strecke bis Tjumen (201 km) soll bald folgen. In Tjumen wird die Bahn das weite Netz schiffbarer sibirischer Ströme erreicht haben.

— Der große Nachtheil, welchen die Einfuhr von Anilinfarben der Textilindustrie Persiens zugefügt hat, veranlaßte die persische Regierung vor einigen Jahren, jenen Import zu verbieten. Die Folge davon war, daß nun die Einfuhr von Garn, das mit Anilin gefärbt war, bedeutend zunahm, so daß jenes Verbot das Uebel nicht milderte. In Folge dessen hat nun die persische Regierung die Einfuhr von mit Anilin gefärbtem Garne gänzlich untersagt. (In neueren Reisewerken findet man fast stets dieselben Klagen über den Verfall der berühmten persischen Teppichweberei in Folge der Verwendung von Anilinfarben.)

— Ueber die Besetzung von Port Hamilton (südlich von Korea) durch die Engländer und seine Bedeutung bringt „The Chamber of Commerce Journal“ (Bd. IV, Nr. 46) folgende Angaben. Die Besetzung geschah in aller Stille und plötzlich im vergangenen Mai; sie wurde durch das Erscheinen russischer Kriegsschiffe in der Nachbarschaft zu einer Zeit, als gerade mit dem koreanischen Premierminister wegen der Erwerbung des Platzes unterhandelt wurde, beschleunigt. Nach dem Hissen der britischen Flagge wurden die Unterhandlungen fortgesetzt, der Kauf abgeschlossen und bei einem Schaughäuser Bankhause eine gewisse Summe für die koreanische Regierung eingezahlt. Der Hafen ist also regelrecht erworben worden. England fühlte schon lange, daß es bei der wachsenden Bedeutung des russischen Hafens Wladiwostok — der noch vor 15 Jahren eine Einöde war und jetzt das Sebastopol des Ostens ist — irgend einen Hafen in den chinesischen Gewässern nördlich von Hongkong als Kohlenstation haben müßte. Wladiwostok war früher eine ständige Bedrohung sowohl für den englischen Handel in jenen Meeren, als auch für Vancouver, die vertheidigungsloseste aller englischen Kolonien. Im Kriegsfall würden natürlich die japanischen und chinesischen Häfen für neutral erklärt werden; läßt man nun Port Hamilton außer Anschlag, so würde eine Flotte, welche von Hongkong zur Blockade von Wladiwostok ausgesandt wird, dort erst anlangen, nachdem ihr Kohlenvorrath ganz erschöpft wäre. Diese Ueberlegung hat hauptsächlich zur Besetzung von Port Hamilton geführt, welches nur eine Tagereise von Takashima, der großen japanischen Kohlenmine (vergl. oben S. 31), und drei von Wladiwostok entfernt ist. Außerdem ist das Klima von Port Hamilton so angenehm — es gleicht demjenigen von Madeira — daß es wahrscheinlich in Zukunft die sommerliche Station der englischen Flotte werden wird; telegraphische Verbindung mit Hongkong ist bereits hergestellt. Ob Port Hamilton auch ein Handelsplatz von Bedeutung werden wird, hängt von der noch etwas entfernten Möglichkeit ab, Korea dem britischen Handel zu erschließen. (Obendrein ist man jetzt etwas davon zurückgekommen, vom koreanischen Handel viel zu erhoffen.)

### A f r i k a.

— Am 24. December 1885 hat in Brüssel seitens der Regierung des Congo-Staates und dreier Vertreter der „Congo Railway Company“ in Manchester, Hutton, Mackinnon und H. Stanley, die Unterzeichnung eines Vertrages stattgefunden, wodurch der „Company“ die Concession zur Er-

bauung einer Eisenbahn längs der Livingstone-Fälle des Congo ertheilt wird. Dieselbe will nun zunächst durch Subskription in den Hauptstädten der 14 an der Berliner Konferenz beteiligten Reiche 1 bis 2 Millionen Ffd. St. aufbringen. „Es ist etwas sonderbar, — schreibt der Brüsseler Times-Korrespondent dazu — daß man für diese Bahn Geld aufzutreiben sucht, bald mittels einer Lotterie in Frankreich, bald durch Interessirung englischer Kapitalisten, während Belgien, verhältnismäßig das reichste Land in Europa, sich von etwas gänzlich fern hält, was als ein sehr gewinnreiches Unternehmen dargestellt wird.“ — Noch verdächtiger wird die Sache dadurch, daß H. Stanley den scharfen Angriffen Pechuel-Oldsch's gegenüber vollkommen schweigt. Er wird wohl eben nichts zu antworten haben.

— Die Befahrung der beiden südlichen Congo-Zuflüsse, Lulongo und Uruki, welche der Missionar George Grenfell unlängst in Begleitung von Lieutenant von Francois ausgeführt hat, hat die Hydrographie des südlichen Congo-Beckens bedeutend aufgehellert. Es liegen darüber ein Brief Grenfell's in der „Mail“ vom 25. December 1885 und Mittheilungen in „Le Mouvement Géographique“ (1885, Nr. 28) vor. Zuerst besuch Grenfell den Lulongo, welcher etwa 50 engl. Meilen nördlich des Aequators in den Congo mündet. Zu seinem großen Erstaunen kam der Fluß stets von Osten her, fast durch vier Längengrade hindurch, und als er 350 engl. Meilen weit auf ihm vorgedrungen war, befand er sich noch immer nördlich vom Aequator (während man bisher geglaubt hatte, dieser Fluß habe eine süd-nördliche Richtung). Die Bevölkerung empfing ihn freundlich; sie sitzt in drei großen Centren, welche von einander durch weite Strecken unbewohnten Landes getrennt sind: 40 Miles vom Congo entfernt die Stadt des Lulongo-Stammes, welcher starken Handel in Sklaven und Elfenbein treibt; etwa 100 Miles weiter die Stadt Masumba am Zusammenflusse des Maringa und Lopori, welche den Lulongo bilden, und wieder 100 Miles weiter am Maringa, dem südlicheren der beiden Flüsse, die weiter zerstreuten, zum großen Theil auf Pfählen errichteten Ansiedelungen der Maringa. Weiterhin wurde das Land immer flacher und schließlich hinderten Gras und umgestürzte Bäume die Weiterfahrt. Masumba dagegen liegt 20 bis 50 Fuß über dem Flusse, hat sehr freundliche Bewohner und scheint für eine Missionsstation vorzüglich geeignet zu sein. — Nachdem der Congo wieder erreicht war, fuhr man denselben hinab und in den 7 Miles nördlich vom Aequator mündenden Schwarzen Fluß oder Uruki hinein. Dieser wurde noch weiter aufwärts besahren als der Lulongo, und wieder war Grenfell überrascht, daß er auf eine Entfernung von nahezu 400 Miles (4 1/3 Längengrade) eine fast rein östliche Richtung innehielt. 130 Miles vom Congo aufwärts, in Bumbimbeh, waren die Eingeborenen freundlich, weiterhin aber sehr wild und schossen sofort eine Masse Pfeile ab, ließen sich aber öfters zuletzt in Unterhandlungen und Verkehr ein. So lange der Strom breit genug war, daß der sich in der Mitte haltende Dampfer nicht getroffen wurde, kümmerte man sich um das Schießen wenig; als er aber schmaler wurde und 3 bis 4 Fuß lange Pfeile mit eiserner Spitze auf fast 200 Yards Entfernung das Dach des Dampfers durchbohrten, kehrte man schnell um, was die Wilden mit Freudegeheul begrüßten. Dieselben gehörten offenbar einem sehr weitverbreiteten Stamme an. Auch den südlichen Zufluß des Uruki, Bosari, besuch man auf eine Strecke von über 100 Miles. Mehrfach wurde übrigens der Dampfer auf der Rückfahrt von Leuten, die sich zuerst zurückhaltend benommen hatten, freundlich empfangen. Wiederholt traf man auf die von Stanley erwähnten Batwa-Zwerg, welche über ein weites Gebiet zwischen dem mächtigen Basolo-Volke zerstreut wohnen. Die Sprache des letzteren wurde überall längs der mehr als 800 Miles langen neubefahrenen Wasserstraßen, wie auch früher am Lomami, gehört, ein Umstand, der dem Vor-

dringen der Missionare in dieses südliche Congo-Becken entschieden günstig ist.

— Nach hat Hugo Böller den vierten und letzten Band seines Reisewerkes „Die deutschen Besitzungen an der westafrikanischen Küste“ den vorangegangenen drei (vergl. „Globe“, Bd. 48, S. 382) folgen lassen. Derselbe behandelt das südliche Camerun-Gebiet, Gabun und das französische Kolonialreich in Westafrika und den unteren Congo. Südlich vom Camerun-Delta hat der Reisende mit Ausnahme des unteren Moanja-Flusses nur die Küste kennen gelernt, an welcher fast ausschließlich deutscher Handel vertreten ist; freilich hat Frankreich an vielen Stellen sein Protektorat erklärt, so daß an jenen Gestaden deutsche und französische Gebietstheile wechseln, „wie auf einer Klaviatur die Tasten“ (vergl. die folgende Notiz). Hier liegt Groß-Batanga, der größte Eisenmarkt im ganzen Camerun-Lande. Aehnlich, wie an der englischen Goldküste, so spielt auch am Gabun der deutsche Handel die hervorragendste Rolle, trotz der lästigen Zollplackereien seitens der Franzosen. — Interessant und für spätere Zeiten wichtig ist die Ansicht Böller's, daß von dieser Küste aus sich vielleicht ein Vordringen in das unbekanntes Gebiet zwischen Congo und Schari ermöglichen läßt; ob die nach der Küste zu vordringenden Fan, über welche manche Nachrichten von ihm beigebracht werden, dem Hindernisse bereiten würden, scheint ihm nicht von vornherein als sicher festzusehen. Ueberhaupt sind es nur die durch den Handelsverkehr verwöhnten Küstenstämme, welche sich dem Eindringen der Europäer widersetzen; mit den landeinwärts wohnenden Völkern scheint ein viel leichteres Auskommen zu sein, z. B. mit den Bakoko am Moanja-Flusse. „Daß die Bakoko — schreibt Böller S. 36 — trotz ihrer angenehmen Umgangsformen in ihren Sitten und Gebräuchen sehr viel wilder und ursprünglicher sind als die Küstenstämme, kann kaum bezweifelt werden. Aber auch bei ihnen traf ich Anzeichen einer eigenartigen Kultur, die den Küstenstämmen fehlt oder abhanden gekommen ist, wie ich genau das Gleiche auch schon im Togo-Gebiete beobachtet hatte. Mir sind trotz ihrer größeren Wildheit und Ursprünglichkeit diese Binnenlandstämme sehr viel sympathischer gewesen als die Küstenbewohner. Obwohl sie, wie so ziemlich alle wilden und halbwildes Völker, unzuverlässig und falsch sind, so findet man doch weit mehr Ordnung, Reinlichkeit, Fleiß und eigene Gewerbe als an der Küste. Auch fehlt jener Bettlerstolz, den die durch den Handel beeinflussten Küstenbewohner in so unangenehmer Weise zur Schau tragen.“ — Den Schluß machen Auseinandersetzungen über den Congo-Staat, und Böller's Urtheil lautet ebenso ungünstig, wie dasjenige von Pechuel-Ülsche, wenn es auch nicht in so drastische Worte gekleidet ist. Deutscher Handel ist dort fast gar nicht vertreten (S. 171); aber zwei Arten von Geschäftsleuten könnten nach Böller's Ansicht dort, wie in ganz Westafrika, prosperiren: Gismaschinenfabrikanten und Photographen (S. 107, 108). Als Kuriosum sei noch auf das günstige Urtheil hingewiesen (S. 10), welches die in Westafrika lebenden Deutschen über die dort wirkenden französischen katholischen Missionare fällen. — Und zum Schluß einen Passus von S. 149: „Was ist die schönste Negerin im Vergleiche zu einer von der Natur nicht ganz vernachlässigten Europäerin! Was sind die kalten Berge des Congo im Vergleiche zu den rebenumkleideten, burggekrönten, vom Hauche der Geschichte umwehten Hügeln des Rheinstromes!“ Ganz recht!! Das ist der springende Punkt bei der ganzen modernen Afrika-Forschung! „Vom Hauche der Geschichte umweht“ ist in Afrika, abgesehen vom Nordrande, nichts, rein gar nichts; selbst für Geologen und Zoologen ist nach Schweinfurth's Behauptung (s. die Vorrede zu Bd. 2 von Böller's Reisebeschreibung) dort wenig zu holen. O, käme doch bald die Zeit, wo sich das Interesse der Welt wieder mehr den unererschöpflichen Ländern des Mittelmeerbekens zuwendete! Wie wird die Zukunft über unser Jahr-

hundert urtheilen, welches das Congobecken mit Blut und Geld düngte und Kleinasien verrotten ließ?

— Die Verhandlungen zwischen dem Deutschen Reich und Frankreich in Betreff der Küste zwischen der (spanischen) Corisco-Bai (1° nördl. Br.) und Camerun haben durch Unterzeichnung eines Protokolls am 24. December 1885 ihren Abschluß gefunden. Es war südlich von 3° nördl. Br. an verschiedenen Stellen das deutsche Protektorat erklärt worden, so namentlich in den Gebieten Criby, Campo-Fluß, Awuni, Batta-Land und nördlich vom Benito-Flusse, in Kaka's Gebiet und in Italamanga, deren jedes vom vordringenden durch einen französischen Gebietsstreifen getrennt war. Zeitungsnachrichten zufolge ist nun der Anspruch Frankreichs auf obengenannte Gebiete anerkannt worden, so daß die Grenze zwischen deutschem und französischem Kolonialbesitz etwa auf 3° nördl. Br. fiel. Das Deutsche Reich behält südlich von Camerun also die Landschaften Makimba, Klein-Batanga und Plantation (vielleicht auch noch Criby, worüber weitere Nachrichten abzuwarten sind).

### Australien.

— Unter den australischen Kolonien war bisher West-Australien die einzige, wo kein Gold gefunden worden. Zwei sogenannte prospecting parties unter Führung von Hall und Slattery haben jetzt im Kimberley-Distrikt, und zwar nördlich von Lennard R., einem Nebenflusse des in 17° 32' südl. Br. und 123° 37' östl. v. Gr. mündenden Fitzroy, bis zum Sturt Creek hin Gold entdeckt. Sie brachten 16 Unzen des feinsten Goldes, im Werthe von 4 Pfd. St. 2 Sh. 6 d. pro Unze, mit sich und waren zur Rückkehr gezwungen, weil ihnen die Lebensmittel ausgingen. Die Gegend liegt ungefähr 600 km von Derby, wie der an der Mündung des Fitzroy jetzt angelegte Seehafen des Kimberley-Distriktes heißt.

— In Folge der Ueberfüllung mit Arbeitern aller Art hat nun auch die Regierung von Neu-Süd-Wales die unterstützte Einwanderung aus Europa eingestellt. Nur Dienstmädchen soll noch fernerhin freie Fahrt nach dieser Kolonie gewährt werden. Queensland und West-Australien sind zur Zeit die einzigen unter den australischen Kolonien, welche Einwanderer, theils ganz frei, theils mit Unterstützung, aus Europa einführen.

— Es werden am 26. Januar 1888 hundert Jahre, daß der Anfang zur australischen Kolonisation, und zwar dort, wo jetzt Sydney liegt, gemacht wurde. Zur Erinnerung an dieses wichtige Ereigniß wird jetzt in Sydney eine Stadthalle von immensem Umfange und höchster Eleganz gebaut, welche den Namen „Centennial Hall“ führen und am 26. Januar 1888 eingeweiht werden soll. Dieselbe wird 166½ Fuß (englisch) lang, 85 Fuß breit und 65 Fuß hoch und einen Flächenraum von 14 152 Quadratuß bedecken. Es werden darin 5000 Menschen bequem Platz finden. Die Halle wird damit eine der größten, wenn nicht die größte der Erde werden und z. B. die Greter Hall, die St. James Hall und das House of Lords in London an Umfang weit übertreffen.

— Die Goldfelder in der an Gold früher so reichen Kolonie Victoria ergaben im Jahre 1884 nur noch einen Ertrag von 778 618 Unzen (1623 weniger als im Vorjahre) im Werthe von 314 472 Pfd. St. Es waren 28 430 Personen, darunter 5359 Chinesen, mit der Arbeit auf Gold beschäftigt. Seit 1851, dem Jahre der Entdeckung der Goldfelder, bis Ende 1884 wurden insgesammt 53 023 985 Unzen oder 1623 Tonnen Gold im Werthe von 212 095 940 Pfd. St. gefunden. Dies repräsentirt einen soliden Würfel von je 14 Fuß Seitenlänge. Den tiefsten Schacht hatte bisher die Magdala Mining Company in Stawell (2515 engl. Fuß) gesenkt. Nachdem die Gesellschaft 100 000 Pfd. St. ohne

irgend welchen Ertrag darauf veranlagte, ist die Mine jetzt als werthlos aufgegeben worden.

### Nordamerika.

— Die Phylloxera greift in Californien immer mehr um sich und zwingt zu energischen Vertilgungsmaßregeln. Im vorigen Jahre machten Versuche eines Apothekers F. A. Bauer in San Francisco großes Aufsehen, da sie zu beweisen schienen, daß metallisches Quecksilber dem Boden beigemischt die Rebläuse tödtet und die Ansiedelung von neuen ein für allemal verhindere, ohne der Rebe zu schaden. Das Mittel wurde in großem Maßstabe angewandt, doch meistens ohne Erfolg. Die Versuche in der landwirtschaftlichen Versuchsanstalt in Berkeley haben nach einer Mittheilung des Direktors Hilgard an „Science“ ergeben, daß der anscheinende Misserfolg nur durch die Natur des Bodens bedingt wird. In Sandboden war der Erfolg vollständig. Der Thonboden scheint aber die Fähigkeit zu besitzen, Quecksilberdämpfe bis zu einem gewissen Sättigungsgrade zu binden und so unwirksam zu machen. Erhitzt man das Gemenge von Erde und Quecksilber aber, ehe man es an die Reben bringt, in der Sommerhitze oder auf künstlichem Wege für einige Stunden auf 49° C., so sättigt sich der Boden rasch mit Quecksilberdämpfen und das Mittel wird dadurch ebenso wirksam in Thonboden wie in Sandboden. Hilgard hat sich überzeugt, daß, wenn man eine Mischung von Erde und verriebenem Quecksilber an die Wurzel einer befallenen Rebe bringt, alle Rebläuse binnen 20 bis 30 Stunden todt oder sterbend sind. Ko.

— Einen alten originellen Fehler, der sich von einer Karte zur anderen schleppt, berichtigt die neueste Nummer von „Science“. Auf allen amerikanischen Spezialkarten, selbst auf denen des U. S. Engineer Office und des General Land Office, figurirt nahe der Westgrenze von Colorado am White River eine ganz isolirte Stadt unter dem Namen Golden City, seltener als Goblin City. Der Name Goblin City wurde lange vor dem Beginn der Besiedelung im Westen von dem Befehlshaber einer Militärexpedition, die vom Fort Bridger in Wyoming nach Fort Massachusetts in Colorado ging, einer verwitterten Felspartie beigelegt, die wie eine zerfallene Stadt ausah, und auf seiner Karte eingetragen. Seitdem liegt die Stadt in der Einöde auf jeder Karte und hat nur ihren Namen allmählich von Goblin in Goblin und schließlich Golden City geändert.

— Ueber eine interessante Art des Begrabens bei den früheren Küstenbewohnern von Florida berichtet Walker in dem (jetzt erst erschienenen) Smithsonian Report for 1883. Zwischen ausgedehnten Muschelhaufen und anderen Spuren früherer Ansiedelungen finden sich hier Vertiefungen, deren Boden mit einer zusammenhängenden festen Schlackenschicht ausgefüllt sind; durchbricht man sie, so findet man darunter ein einfach in den Sand eingebettetes Skelet. Die Bestattung erfolgte jedenfalls in der Art, daß man über der Leiche eine Sandschicht aufhäufte und auf dieser eine Art Scheiterhaufen aus Fichtenholz und Austeruschalen gemischt errichtete und anzündete. Der gebrannte Kalk der Auster-

schalen vermischt dann mit dem Pech des kienigen Fichtenholzes und dem Sande zu einem schlackenartigen Cement, welcher das Grab so wirksam schützt, wie eine große Steinplatte, die in Florida nicht zu beschaffen ist. Man hat diese Bestattungsmethode nur auf einem kleinen Bezirke in der Umgebung der Bai von Pensacola angewandt gefunden, und es ist von Interesse, daß auf denselben Bezirk auch die rohen Nachahmungen von Thier- und Menschenköpfen in Thon beschränkt sind, die man neuerdings gefunden hat.

### Polargebiete.

— Zum Fang im Polarmeere und auf Spitzbergen sind 1885 von Tromsø in Norwegen 30 Schiffe von zusammen 1464 Tons Tragfähigkeit und mit 317 Mann Besatzung ausgerüstet worden. Von diesen Schiffen sind zwei kleinere gestrandet, jedoch wurde die Mannschaft und ein Theil des Fanges geborgen. Vier Schiffe haben ausschließlich die Bankfischerei betrieben, die übrigen theils Robbenfang und theils die Jagd auf Spitzbergen. Die ganze Ausbeute, wesentlich geringer als im Vorjahre, betrug: 623 hl Leber vom Haa (*Scymnus borealis*), 325 Walrosse, 2474 große und 2466 kleine Robben, 177 Weißfische, 44 Eisbären, 303 Renthiere, 774 kg Eiderdaunen und 12 Stück Botlenose; der Werth ist ca. 121 600 Kronen. Im Jahre 1884 wurden 24 Schiffe von 1134 Tons Tragfähigkeit und mit 249 Mann Besatzung von Tromsø expedirt, und betrug der Werth des Fanges ca. 194 900 Kronen.

### Bermischtes.

— W. Schneider, die Naturvölker. Mißverständnisse, Mißdeutungen und Mißhandlungen. — Erster Theil. (Paderborn und Münster 1885. 8°. 310 S.) Eine Tendenzschrift, bestimmt zu beweisen, daß die Naturvölker weder Unschuldengel, noch Teufel, noch weniger aber zu den Affen hinüberführende Zwischenstufen seien und daß das einzige Heil für sie in ihrer schleunigen Christianisirung liege. Das Buch ist übrigens geschickt und mit großer Sachkenntniß und Belesenheit geschrieben und wird auch dem, der mit der Tendenz des Verfassers durchaus nicht einverstanden ist, manches Interessante bieten. Der vorliegende erste Band beschäftigt sich zunächst mit der ethnographischen Stellung der Naturvölker im Allgemeinen und mit dem Nachweise, daß auch die angeblich niedersten Menschenrassen schon Menschen und keine Anthropoiden sind, was freilich Niemand im Ernste bestreiten dürfte. Die weiteren Kapitel stellen dann die Angaben zahlreicher Reisenden über die Charaktereigenschaften und das Aeußere der „Wilden“, über Kannibalismus, Menschenopfer, Hexenglauben, über die Stellung des Weibes und die Sittlichkeitsverhältnisse dar. Etwas mehr Kritik den Angaben älterer Reisender gegenüber wäre hier und da am Platze gewesen; die Feuerländer werden z. B. als Menschenfresser aufgeführt und ebenso mancher andere Stamm, dem nur die Bosheit der Nachbarn dergleichen nachsagte. Der Charakter für das ganze Buch liegt aber in den Worten: „Philosophia quaerit, religio possidet veritatem.“

**Inhalt:** Dr. P. Reiss' Reise im oberen Laos-Lande. II. (Mit fünf Abbildungen und einer Karte.) — Die Vegetation der Kanarischen Inseln. II. (Schluß.) — W. Münkemeyer: Kritische Bemerkungen zu L. Hanen's Ackerbaukolonie-Projekt am Congo. — F. Blumentritt: Die Guinanen der Provinz Abra (Luzon). Nach dem Spanischen des Don Antonio Trullens. — Kürzere Mittheilungen: Botanische Erforschung der Chilenischen Anden. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Afrika. — Australien. — Nordamerika. — Polargebiete. — Bermischtes. (Schluß der Redaktion: 30. December 1885.)